

3. *Der konservative Standpunkt*, der dafür hält, daß der Staat ‚das von Gott eingesetzte Organ ist . . ., seine (des Volkes) Existenz gegen die Angriffe seiner Nachbarn zu behaupten‘, und daß normalerweise (d. h. ausgenommen der Fall, wenn er unbedingt gewiß ist, daß sein Land für eine ungerechte Sache kämpft) der Christ ‚für sein Land die Waffen tragen muß‘.“

Der mehr und mehr zerstörende Charakter der Kriegführung im zweiten Weltkrieg, der in dem Aufkommen der Atomwaffen seinen Gipfelpunkt erreichte, lieferte den Hintergrund für die folgende Diskussion in der 4. Sektion von Amsterdam. Die Sektion verkündete, „Krieg soll nach Gottes Willen nicht sein“ und „der Krieg als eine Methode, Streitigkeiten zu schlichten, ist mit der Lehre und dem Beispiel unseres Herrn Jesus Christus unvereinbar“. Indem sie bemerkte, daß die herkömmliche Annahme, man könne für eine gerechte Sache einen gerechten Krieg mit gerechten Waffen führen, durch die Tatsache in Frage gestellt wird, daß „die Gewalt in einem Umfang angewandt wird, der die Grundlage zu zerstören droht, auf der das Recht ruht“, stellte die Sektion drei allgemeine Standpunkte heraus, die aber weniger klar umrissen sind als die in Oxford vertretenen.

Hier liegt ein höchst beachtenswertes Erbe ökumenischen Nachdenkens über Hauptfragen der Weltordnung und Weltgemeinschaft vor, auf dem aufgebaut werden kann.

Sturmzeichen über Evanston?

Von *Wilhelm Menn*

Unter dieser Überschrift erschien am 7. Okt. 1953 in „Christian Century“ ein Aufsatz seiner Schriftleitung, der den Auftakt zu einer noch immer andauernden Erörterung von Problemen der zweiten Vollversammlung des Ökumenischen Rates in einer überaus interessanten und um ihrer Verfasser willen gewichtigen Artikelreihe bildete. Es handelt sich dabei im wesentlichen um ein inneramerikanisches Gespräch. Aber schon das kann auch für den Nichtamerikaner keineswegs gleichgültig sein, sofern in ihm etwas von der Atmosphäre deutlich wird, in der die kommende Weltkonferenz abzurollen bestimmt ist. Sie kann nicht ohne Einfluß auf deren Verlauf sein. Jene Artikel des Christian Century indes sind offenbar gleichzeitig an die Adresse der Delegierten zumal der europäischen Kirchen gerichtet und verdienen nicht zuletzt aus diesem Grunde die größte Aufmerksamkeit.

Die Frage, die alle Verfasser in gleicher Weise zu beunruhigen scheint, ist die nach den möglichen Wirkungen der Weltkonferenz auf die amerikanischen Kirchen und Gemeinden. So lebhaft man dort diese erste große ökumenische Tagung auf amerikanischem Boden herbeiwünscht, so sehr ist man im Zweifel, ob sich die Erwartungen und Hoffnungen erfüllen werden und erfüllen können, die man gerne an dieses Ereignis knüpfen möchte. So heißt es schon in dem oben erwähnten Leitartikel:

„Nach und nach wächst in den amerikanischen Kirchen die Besorgnis, die Vollversammlung des Ökumenischen Rates im nächsten Jahre könnte recht stürmisch werden. Die Meinungsverschiedenheiten sind bei einigen Gegenständen der Tagesordnung von Evanston so groß und tief, daß man mit einer langen und möglicherweise hitzigen Debatte rechnen muß. Augenscheinlich haben allerdings die meisten amerikanischen Kirchenleute noch nicht begriffen, daß ein derartiger Zusammenstoß der Meinungen, falls es dazu kommt, nicht auf die Delegationen der Vollversammlung beschränkt bleiben, sondern in das Gemeindeleben fast jeder Kirche unseres Landes hineinreichen wird.

Man sieht zumal im Blick auf die bereits im Gange befindliche ökumenische Diskussion eine echte Gefahr „für den Frieden, die Einigkeit und die ökumenische Gesinnung unserer amerikanischen Gemeinden“ heraufziehen.

„Kritik an den Vereinigten Staaten, ihrer Lebensform, ihrer gegenwärtigen internationalen Stellung und der auswärtigen Politik ihrer Regierung“ und „der Gebrauch, den ein gewisser Teil der Presse von einer derartigen Kritik macht“, kann in den Gemeinden Beunruhigung schaffen. „Eine gewisse Spezies von ‚Patrioten‘ werden sich darüber beträchtlich ärgern und diejenigen energisch angreifen, die man als dafür verantwortlich ansieht.“ „Gesetzt, einer dieser Delegierten — z. B. ein Mann wie Prof. Hromadka, wenn er dabei ist — stellt die amerikanische Auffassung über das Verhältnis von Christentum und Kommunismus in Frage und besteht darauf, daß die Kirche unter dem Kommunismus nicht nur weiterleben kann und wirklich weiterlebt, sondern sogar an geistlicher Kraft gewinnt. Läßt dann ein beträchtlicher Teil der amerikanischen Presse dies zu einem Beweis für die „unpatriotischen“ Verbindungen werden, in die sich amerikanische Kirchen hineingezogen sehen, wenn sie dem Ökumenischen Rat der Kirchen, dem National Council der Kirchen, dem Council im Staat oder im Kreis oder in einer Stadt beitreten, was wird in Hunderten von amerikanischen Orten und Gemeinden die Folge sein? Und wie werden amerikanische Pastoren darauf gerüstet sein, einer solchen Sache standzuhalten und sie so zu behandeln, daß dabei die Sache des ökumenischen Christentums auf der einen Seite, die Einheit ihrer Gemeinde auf der anderen Seite gewahrt wird?“

Der Punkt freilich, an dem die stärksten Besorgnisse unserer amerikanischen Freunde einsetzen, bleibt das Generalthema der Weltkonferenz. Selbst ein so vorsichtiger Beurteiler der Lage wie Canon Theodor Wedel von Washington sieht hier große Schwierigkeiten:

„Dieses Thema ist in der vorbereitenden Literatur in erster Linie in eschatologischen Kategorien dargestellt worden. Das Wort Eschatologie selbst ist allen amerikanischen Kirchenmännern bis auf einen Bruchteil fremd. Selbst in den theologischen Seminaren hat es in den letzten Generationen keine große Bedeutung gewonnen, — wenigstens nicht entfernt in dem Maße, in dem es in Europa und in den ‚jungen‘ Kirchen in aller Munde ist. Fundamentalisten predigen es mit

Leidenschaft und Hingabe und nehmen oft apokalyptische Hoffnungen buchstäblich. Aber in dieser Sache ist die amerikanische theologische Welt trotz aller Rückwendung zur Orthodoxie und zum Teil in Reaktion auf den Fundamentalismus ‚liberal‘. . . . Unser weitverbreiteter amerikanischer Ersatz für die biblische Eschatologie ist in großem Umfang der Glaube an den Fortschritt gewesen. Der Krieg und die drohende atomische Zerstörung hat einen Schatten auf diesen Glauben geworfen, ohne Zweifel, aber jeder, der mit der Gedankenwelt des amerikanischen Laien vertraut ist, weiß, daß der Glaube an den Fortschritt noch immer recht tief sitzt. Er erkennt an, daß das Schauspiel des Fortschritts eines Tages enden kann. . . . Was wird er aus der Forderung machen, den Glauben an den Fortschritt, wie ernüchert auch immer und unter den sittlichen Geboten der Bibel, durch eine auf das Hier und Jetzt bezogene eschatologische Theologie zu ersetzen?“

Der Vorsitzende des Studienausschusses des Ökumenischen Rates und Präsident der theologischen „Union“-Fakultät in New York, Prof. Van Dusen, versucht, zu einer positiven Haltung gegenüber der nun einmal unvermeidlich gewordenen Erörterung des Generalthemas und der zu erwartenden Position der europäischen Theologen zu helfen. Er schreibt:

„Eine beliebte Methode, mit der uns fremden und unwillkommenen Betonung der Eschatologie fertig zu werden, ist die, daß man sagt, sie sei der unmittelbare Ausfluß der düsteren politischen Aussichten für die alte Welt; sie zeige, daß man ‚die Nerven verloren habe‘; sie sei eine Gestalt verständlicher aber bedauerlicher Flucht vor der Wirklichkeit. Ein Monat in Europa überzeugte mich davon, daß an dieser soziologischen Deutung mehr ist, als ich bereit gewesen war, zuzugeben. Aber als vollständige Erklärung ist sie ganz unzulänglich. Die Betonung der Eschatologie war in manchen kirchlichen Kreisen des Kontinents lebendig, lange bevor die jetzige ‚Zeit der Trübsale‘ heraufkam. . . .

Man hört auch oft sagen, dieser ‚Eschatologiekram‘ sei eine Lieblingsidee kontinentaler Theologen, die sie der vernünftigeren angelsächsischen Welt hinterrücks aufzunötigen bemüht seien. Diese Deutung der Sache trifft noch weniger zu. Bei der ersten Sitzung der beratenden Kommission des Ökumenischen Rates war es offensichtlich so, daß Meinungsverschiedenheiten in der Frage der Eschatologie alle geographischen und denominationellen Grenzlinsen überschritten. Einige ihrer eifrigsten Befürworter waren englisch sprechende Leute, nicht nur aus Großbritannien, sondern auch aus den Jungen Kirchen und Amerika. . . .

Nein, das Problem der Eschatologie mag in kurzem zum Rahmen der amerikanischen theologischen Diskussion werden, oder ist es schon. Diese Tatsache verleiht der Debatte, die das Hauptthema von Evanston sicherlich schnellstens in unseren Kirchen erregen wird, erhöhte Bedeutung.“

Man muß aber wissen, auf welchem Hintergrund diese Überlegungen angestellt werden. Ihn enthüllt ein Artikel über „Die Liberalen in Evanston“, in dem sich ein Liberaler mit Schärfe gegen eine illiberale Gesinnung anderer wendet, die

„man häufig an der Art erkennt, wie sie von Neuorthodoxie oder ‚Barthianismus‘ sprechen, oft in einer Sprache, die um ihres streitsüchtigen — wenn nicht gar verächtlichen — Charakters willen mit Recht als jedes Christen unwürdig bezeichnet werden kann“

„Eng hiermit verwandt ist der Vorwurf, Theologen wie Barth und Brunner und bei uns Reinhold Niebuhr böten eine Theologie des sozialen und ethischen Quietismus, der Resignation gegenüber den Übeln der Welt. . . .

Eine derartige Taktik sollte unter der Würde verantwortlicher führender Christen sein, besonders in einer Zeit, wenn die christliche Bewegung selbst unter so schweren und zermürbenden Angriffen steht wie heute. Jetzt ist keine Zeit, unnötige Schranken zwischen Christen irgendeines Landes und der durch den Ökumenischen Rat vertretenen Bewegung zu christlicher Bruderschaft aufzurichten.“

Was aber ist der Inhalt der Besorgnisse, die hier gehegt werden? In dem Leitartikel des *Christian Century* heißt es:

„Jeder amerikanische Pastor soll sich über die Gefahren für seine Gemeinde klar sein, mit denen ihm das Gespräch von Evanston über die christliche Hoffnung zu tun geben kann. Wenn die Formulierung der Botschaft des Ökumenischen Rates in Evanston ihrem Wortlaut nach den Millenniumsevangelisten in die Hand spielt — und das wird man nur schwer vermeiden können —, so wird es nicht lange dauern und man wird in der Ortsgemeinde die Beunruhigung spüren. Jetzt ist es für den Pastor Zeit, die Gefahr zu begreifen und sich darauf zu rüsten.“

Dann heißt es weiter, alle theologischen Gegenstände der Tagesordnung von Evanston würden eben von Theologen diskutiert werden. „Deshalb ist es möglich, daß die in Evanston verwandte Sprache und die Sprache der ‚Botschaft‘ und der Berichte von Evanston so mit den Kategorien und dem Vokabular des Theologen beladen ist, daß sie für die meisten amerikanischen Laien praktisch unverständlich wird. Wenn das geschehen sollte, so kann es passieren, daß Pastoren, die sich Mühe gegeben haben, das Interesse ihrer Leute am Ökumenischen Rat zu wecken oder ein Bewußtsein der Verbundtheit auch des Laien mit der ökumenischen Bewegung zu erzeugen, sehen, wie ihre Gemeinden die ganze Sache als etwas jenseits ihres Verständnisses oder Interesses Liegendes abtun.“

Besorgnisse dieser Art beschäftigen gewiß nicht nur die amerikanischen Christen, wie das in dem Aufsatz von Kathleen Bliss (S. 1 ff. dieser Nummer) deutlich wird. Alle Delegierten und sonstigen Mitarbeiter der Weltkonferenz werden gut tun, sich der Verpflichtung zu schlichter, der Gemeinde gemäßer Sprache bewußt zu sein, und zwar schon bei ihrer persönlichen Vorbereitung auf die in Evanston zu leistende Arbeit.

Noch aber bleibt eine Frage zu bedenken, die sich auf das ganze Unternehmen von Evanston bezieht, und dieses unter die denkbar schärfste Kritik stellt. Schon die Überschrift eines Aufsatzes, den das gleiche *Christian Century* aus der Feder seines früheren Herausgebers Charles Clayton Morrison bringt, zeigt, daß es hier

um Entscheidendes geht: „Verdunkelung des ökumenischen Ziels.“ Doch Morrison selbst soll hier das Wort haben:

„... Unsere Kirchen sind der Meinung gewesen, das überragende Ziel des Ökumenischen Rates sei die Verwirklichung einer geeinten Kirche. Für diese Sache besteht auf unserer Seite des Atlantik ein tiefes Interesse. Was man von Evanston hört, scheint darauf hinzudeuten, daß das Ziel durch die Konzentration auf eine Menge theologischer und anderer Gegenstände verdunkelt wird, deren Bedeutung für die Kircheneinigung nicht klar ist.

So kann die Vollversammlung von Evanston der im amerikanischen Protestantismus erfreulich vorwärtsgetriebenen Sache der christlichen Einheit einen sehr schlechten Dienst leisten. ... Die von uns gehegte Hoffnung auf einen geeinten Protestantismus setzt voraus, daß christliche Einheit nicht auf die Lösung der theologischen Probleme zu warten braucht, die im Arbeitsprogramm des Ökumenischen Rates einen so breiten Raum einnehmen. Wir haben im Gegenteil das Gefühl, daß die meisten dieser Probleme besser in einer geeinten Kirche als in unserer sektenhaften Geschiedenheit gelöst werden können. ...

... Es geht um eine einfache Frage, die man so oder so formulieren kann: Wie läßt sich eine geeinte Kirche unter Christus schaffen, die unsere Unterschiede willkommen heißt und in sich umfaßt? Oder: Lassen sich diese Unterschiede nicht besser *in der Gemeinschaft einer geeinten Kirche* beheben als in unserem jetzigen zerrissenen Zustand? Oder auch: Muß nicht jede realistische Idee einer geeinten Kirche in ihrer Gemeinschaft viel und dauernden Raum schaffen für den ständigen Ausgleich von Unterschieden — derer, die wir jetzt vor uns haben, und derer, die mit Sicherheit künftig auftreten werden? ...

Es ist richtig, daß die Tagesordnung für Evanston für eine Sektion die Erörterung des Themas vorsieht: „Unser Einssein in Christus und unsere Uneinigkeit als Kirchen.“ Ich habe die ausführliche Flugschrift sehr sorgfältig gelesen, die für mit diesem Thema befaßte Studiengruppen geschrieben wurde. ... Das Heft scheint das wirkliche Problem unter salbungsvollen und frommen Abstraktionen zu ersticken, als ob die Absicht die wäre (was natürlich nicht der Fall ist), christliche Einheit so schwierig als möglich zu machen.

Das Dokument kommt mit Mühe zu dem handgreiflichen Schluß, daß wir in Christus schon eins sind. Es stellt unzählige Fragen, die erörtert werden sollen. Aber die in allererster Linie hierher gehörigen Fragen stellt es nicht: 1. Warum können wir denn nicht *eine* Kirche werden? 2. Was steht einem solchen Ziel im Wege? 3. Was muß geschehen, um das Hindernis aus dem Wege zu schaffen? Wahrscheinlich werden diese einfachen Fragen in Evanston nicht gestellt werden. Statt dessen werden wir damit rechnen müssen, daß wir wie früher und wie in diesem Dokument in immer subtilere theologische Gedanken über das Wesen der Kirche, den Inhalt des Glaubens, das Wesen der christlichen Hoffnung und viele andere Fragen hineingeführt werden, die es mit Zeugnis und Sendung der Kirche

zu tun haben. Das angekündigte Programm sieht mehr wie der Kursus eines theologischen Seminars als wie eine Tagesordnung zur Frage der christlichen Einheit aus.

Die Europäer werden diese Kritik wahrscheinlich als auf Rechnung des ‚amerikanischen Aktivismus‘ kommend abtun. Es wäre indes ganz falsch, sie so zu verstehen. Die Kritik kommt nicht aus aktivistischer Ungeduld. . . .

Aber wir verlangen, daß die Bewegung auf das ökumenische Ziel lossteuert, statt ziellos auf der ganzen theologischen Landkarte umherzufahren. Die jetzt in die Kirchen unseres Landes hineingetragene Diskussion weckt keine realistische Hoffnung auf christliche Einheit. . . .

Es mag seltsam scheinen, aber obwohl das mit der konkreten Existenz unserer Denominationen gestellte Problem nicht zu direkter und ernsthafter Erörterung gestellt worden ist, ist es nichtsdestoweniger der Hauptgegenstand von Gebet und Buße in allen früheren ökumenischen Versammlungen gewesen. Ohne Zweifel wird es das auch in Evanston sein. . . . Aber die Arbeitssitzungen der ökumenischen Vollversammlungen haben ganz bewußt die Sünde unbeachtet gelassen, um deretwillen wir in unseren Gebeten Buße taten. Das ist ein mit Händen zu greifender Widerspruch. . . . Die ökumenische Bewegung hat diesen inneren Widerspruch nie bemerkt. Wenn jede Kirche ihre besonderen Überzeugungen mit dem besten Gewissen vertritt, wo ist dann die Sünde, und warum müssen wir Buße tun? . . . Die Buße — das heißt die Abkehr von der Sünde — kann nicht realistisch sein, es sei denn, die Sünde, von der man sich abkehrt, werde klar und als Sünde erkannt. . . . Die Sünde des Denominationalismus wird durch die jetzige Methode nicht ausgerottet. Sie wird so nicht einmal entdeckt. Ja, es kann paradoxer Weise dahin kommen, daß denominationelle Spaltungen durch die ökumenische Bewegung noch verfestigt werden. . . .

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß weite Kreise der amerikanischen Kirchen diese Kritik und Sorge als die ihrigen empfinden werden. Und auch in diesem Falle stehen diese Kreise keineswegs allein. Es ist leicht, diese Haltung als schwärmerisch abzutun. Damit ist sie nicht innerlich überwunden. In Amerika aber sind die Voraussetzungen, von denen sie herkommt, sehr viel deutlicher gegeben als irgendwo sonst. Sie werden in dem bereits angezogenen Aufsatz von Canon Theodor Wedel folgendermaßen dargestellt:

„Zwischenkirchliche Zusammenarbeit hat in den Vereinigten Staaten eine lange Geschichte. Wir haben gelernt, miteinander zu arbeiten. . . Der durchschnittliche amerikanische Kirchenmann stellt sich deshalb den Ökumenischen Rat als Parallele im Weltmaßstab zu den ihm bereits bekannten Arbeitsorganen vor. So erregt denn sein warmer Willkommengruß für das Symbol christlicher Brüderlichkeit, der jetzt in nie erlebter Herzlichkeit ausgesprochen wird, die stärksten Erwartungen. . . .

Der Ökumenische Rat der Kirchen ist indes trotz seines Namens keine genaue

Parallele zu den Organen der Zusammenarbeit, mit denen die amerikanische Welt vertraut ist. Er hat es ebensowohl mit Spannungen *zwischen* den Kirchen zu tun wie mit den Bereichen der Zusammenarbeit, bei der unsere tiefen theologischen und kirchlichen Gegensätze oft außer Betracht gelassen werden können. Die großen Probleme, die die Tagesordnungen der Konferenzen für Glauben und Kirchenverfassung und der ersten Vollversammlung füllten und die auch in Evanston wieder in Erscheinung treten werden, sind an dem Horizont amerikanischer zwischenkirchlicher Arbeitsgemeinschaft kaum aufgetaucht. . . .

Unser National Council of Churches hat wie sein Vater, der Nordamerikanische Kirchenbund, nie eine Abteilung für Glauben und Kirchenverfassung besessen. Die Art und Weise, wie unsere Organe für Zusammenarbeit auf dem Gebiet der „öffentlichen Beziehungen“ vorgehen, hat eine latitudinarische Praxis des Mit-einanderarbeitens gefördert. Der amerikanische Durchschnittsbesucher der Vollversammlung von Evanston mag von einem Erstaunen ins andere fallen, wenn er entdeckt, daß häufig das Ringen mit ökumenischen Spannungen statt mit den Fragen friedlicher pragmatischer Zusammenarbeit das zentrale Interesse des ökumenischen Gesprächs darstellt. Die Delegierten aus anderen Ländern wiederum mögen Gewinn von der Beobachtung haben, daß nicht alle lehrhaften und kirchlichen Spannungen ausgeglichen sein müssen, bevor wir es der Gnade Gottes erlauben, uns zu seiner Ehre zusammenarbeiten zu lassen.“

Doch es sei noch einmal gesagt, daß diese amerikanischen Stimmen, so fremdartig sie anmuten mögen, nicht einfach als Symptome einer bei uns überwundenen geistigen Gesamtlage angesehen werden wollen. Sie bringen vielmehr Anliegen zum Ausdruck, die in irgendeiner Gestalt in der ganzen Christenheit lebendig sind und darum ernstgenommen werden müssen.

Chronik

Die Vorbereitungen für Evanston sind auf einer Tagung des *Exekutivkomitees des Ökumenischen Rates* in Königstein (Taunus) vom 2.—6. Februar zum Abschluß gebracht worden. Eine Tagung des Verbindungskomitees von Ökumenischem Rat und Internationalem Missionsrat, die für die künftige Gestalt der Beziehungen beider Organisationen bedeutsame Anregungen gab, ging vorher. Der Exekutivausschuß wandte sich in einem Schreiben an die vier in Berlin zur Konferenz versammelten Außenminister und sprach die Zuversicht aus, daß auf der Berliner Tagung „wesent-

liche Fortschritte im Blick auf konkrete Fragen gemacht werden könnten, und daß sich damit ein günstigeres Klima für die Lösung der Probleme in verschiedenen Teilen der Welt schaffen lasse“. Schon zu Beginn der Berliner Konferenz hatte der Direktor des „Ausschusses der Kirchen für die internationalen Angelegenheiten“ jedem der Außenminister ein ähnlich geartetes Schreiben dieses Ausschusses übergeben.

Das *Stipendienprogramm des Ökumenischen Rates* vermittelt auch in diesem Jahr 108 Studenten aus 24 Ländern Asiens, Europas und Amerikas ein Auslandsstudium. Unter ihnen sind 45 Deutsche. Be-